

Die Neue Welt

Nr. 28

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Und wo stammten die Meisten von ihnen her? Von bäuerlichen Vorfahren. Das Land war ihre Wiege gewesen. Die Männer, die im Anfange des Jahrhunderts dem deutschen Bauern die Freiheit schenkten, hatten wohl nicht gedacht, daß die Enkel des fechtbarsten Standes nach wenigen Generationen die Landstraße bevölkern würden. Die Gabe der Freizügigkeit war für Viele das gewesen, was ein starker Aufzug für einen schwächlichen Körper ist. Freiheit hatten diese Unglücklichen nur allzuviel; sie waren vogelfrei. Losgerissenen Blättern glichen sie, die verloren umhergewirbelt werden. Trümmerstücke der modernen Gesellschaft! Treibendes Holz auf den Wogen des Wirtschaftslebens! Entwurzelt, ausgerodet aus dem Heimathsboden, und nun unfähig, irgendwo neue Wurzeln zu treiben.

Nicht Alle waren verdorbene Landleute. Jeder Stand hatte seinen Tribut an die Landstraße gezahlt. Brotlose Fabrikarbeiter, heruntergekommene Kaufleute, stellenlose Beamte, entlassene Sträflinge, Bettler von Profession, Arbeitsscheue, Invaliden, fahrende Künstler. — Die Wenigsten waren zünftige Handwerksburschen, wie sie in früherer Zeit durch das Land reisten von Meister zu Meister, um ein Stück Welt zu sehen und ihre Fertigkeit zu vermehren. Nicht die Arbeitslust, die Noth hatte diese hier auf die Straße getrieben.

Allen war das Eine gemeinsam: Die Heimathlosigkeit. Von der Scholle waren sie getrennt, deren mütterlich nährenden Kraft nichts ersetzen kann. Das waren die wirklich Entlebten, denn sie hatten nicht, worauf Jeder von Geburtswegen Anspruch hat: ein Stück Erde, worauf er seine Füße anruhen, auf dem er leben und sterben darf. —

In den Bänken hatte Gustav Reden mit angehört und Dinge gesehen, die ihm die Haut erschauern machten, obgleich er vom Dorfe und der Kaserne her doch nicht gerade verwöhnt war.

Unter Diesen hier galt kein Gesetz, als das der Gamerei, keine Ehre, außer der Bagabundenpflanzigkeit, Gemiß und Vortheil waren die einzigen Autoritäten, die anerkannt wurden, Rechlichkeit und Frömmigkeit wurden verlacht. Wie konnte Der auch rechtlich sein, der nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren hatte, wie konnte fromm und gut sein, der dem Thiere gleich ohne Gerechtigkeit, ohne Achtung, ohne Liebe war. Die Begriffe von Gut und Böse, von Eigenthum, Recht und Ordnung mußten sich verschieben und in ihr Gegentheil verkehren für Existenzen, die in der Luft schwebten, die den Zusammenhang mit Ihregleichen, den Boden unter den Füßen, den Untergrund aller Gesellschaft, verloren hatten.

In Gustav's Gemüth hatten die Erlebnisse der letzten Zeit einen unklaren Bodensatz zurückgelassen.

Es ging doch ganz anders zu in der Welt, als er sich's früher vorgestellt hatte, ganz anders, als es ihm seine Lehrer und Instruktoren gesagt. Viel Ungerechtigkeit gab es, von der man sich nichts hatte träumen lassen. Die Güter waren sehr ungleich vertheilt unter den Menschen.

Wenn sie auf ihrer Wanderung an prächtigen Rittergütern, stattlichen Kirchen, prunkhaften Fabrikantenvillen vorüber kamen, da hatte Häschke wohl mit der Faust hinüber gedroht nach jenen stolzen Gebäuden, einen Fluch hervorgestoßen und ausgepudt.

Gustav hatte ihm darin nicht nachgeahmt. So schnell wollte er nicht den Glauben an jene Autoritäten aufgeben, die sein ganzes bisheriges Leben beherrscht hatten. Aber der Kinderglaube an die weiße Eintheilung und gerechte Ordnung aller Dinge hatte einen Stoß erlitten. In sein Blut war ein Stoff getragen worden, der, wenn einmal aufgenommen, nicht mehr zu tilgen ist.

Die neuen Ideen hatten noch keine feste Gestalt angenommen bei ihm; er fürchtete sich vor dieser Weltanschauung. Aber er konnte es nicht verhindern, daß sich ihm die Dinge in die Augen drängten, und daß er sich selbst neuerdings auf Gedanken ertappte, die ihm noch vor kurzem verbrecherisch erschienen wären.

* * *

Gustav und Häschke fuhren in die Stadt ein. Schon lange hatte man an den vereinzeltten Häusern mitten im Felde, den Bauplätzen und halbfertigen Straßentreifen, den Feuermanern, Essen und Etablissements aller Art die Stadt gemerkt. Aus dem Kohlenbunst, der einer düsteren Wolke gleich am Horizonte stand, konnte man schließen, daß es ein industrielles Zentrum sei. Sobald man in den mächtigen Bahnhof mit seiner glasbedachten Halle eingefahren war, übernahm Häschke die Führung; er war auf diesem Pflaster wohlbekannt.

Das Erste, was er that, war, sich an einer Straßenecke eine Zeitung mit Wohnungsanzeiger zu kaufen; darin hatte er bald gefunden, was er suchte: „Schlafstellen für Handwerksburschen und Zugereiste noch zu haben bei Müller auf der Feldstraße“.

Häschke kannte die Feldstraße nicht. Aber es war erstaunlich, wie er sich durch die große Stadt zum Ziele fand. Ein, zweimal wurde gefragt — nicht der Polizist, „denn der wird Dir bloß grob, wenn Du keinen guten Ruck an hast!“ — erläuterte Häschkeklar.

Bei Müller auf der Feldstraße mußten sie vier Treppen steigen. Der Mann war in der Fabrik, die Frau zeigte die Schlafstellen.

In einer Dachkammer, deren Decke schräg abfiel, standen fünf Betten, so eng nebeneinander, daß die hinteren Schlafburschen über die Betten der vorderen steigen mußten. Zwei Betten waren besetzt, „an junge Leute, die auch Arbeit suchen“, wie die Frau mit einem Blicke auf die Berliner der Weiden sagte; sie hatte die Fremden mit Kennerblick sofort richtig eingeschätzt.

Man mußte, um zu der Dachkammer zu gelangen, durch das Familienzimmer der Vermiether gehen. Zwei nicht gerade saubere Kinder krochen auf der Diele umher, ein anderes lag im Schlafkorb. Die Frau sah leidend aus und abgehärtet.

Häschke fragte nach dem Preis des Bettes. „Zwei Mark die Woche!“ lautete die zaghafte Antwort. Häschke meinte, das sei viel, handelte aber nicht. Den gutmüthigen Gesellen dauerte die Frau. Man wurde handelsmäßig.

Die Wanderburschen legten die „Berliner“ ab und suchten sich fein zu machen; man war ja in der Stadt! Die Wirthin gab dazu ihr eigenes Waschbecken her; auch ein Stück Seife und ein Handtuch fand sich hierzu. Man war schnell in gutes Einvernehmen mit der Frau gekommen. Häschke hatte das Wohlgefallen der Mutter durch kleine Späßchen mit den Kindern zu erobern verstanden.

Die Weiden verspürten Hunger. Häschke entsann sich einer Kneipe, in der er früher, als er hier als Schlossergeselle gearbeitet, oft verkehrt hatte. Dort würde man auch allerhand erfahren, was in der Welt vorgehe.

Man befand sich im Fabrik- und Arbeiterviertel der Stadt. Auch jene Kneipe entsprach der Umgebung: nüchtern einfach, für die Verhältnisse des kleinen Mannes berechnet. Häschke recognoszirte, ehe man eintrat, das Schild. Es war noch der alte Name; also würde wohl auch der alte Geist hier walten.

Man betrat das Lokal. Häschke gab sich als ein alter Kunde der Wirthschaft zu erkennen. Der Wirth schmunzelte verständnißvoll und erklärte, sich seiner noch ganz gut zu entsinnen.

Während der bestellte Imbiß für die Weiden zubereitet wurde, setzte sich der Wirth zu ihnen an den Tisch. Er schien ein geistig reger, gut unterrichteter Mann zu sein. Häschke erfuhr von ihm im Laufe einer Viertelstunde Alles, was er wissen wollte.

Die Lage des Arbeitsmarktes war zur Zeit eine gedrückte. Für Zugereiste gab es so gut wie gar keine Anstellungsaussichten. Besonders in der Maschinenbranche, nach der sich Häschke erkundigt hatte, gingen die Geschäfte ganz flau. Die Fabriken arbeiteten nur, um nicht schließen zu müssen. Die großen

Unternehmer wollten die Krisis benutzen, sich einer Anzahl Arbeiter zu entledigen und dann die Löhne der übrigen zu drücken. Dazu gab es eine Menge Arbeitsloser, die sich von Tag zu Tag durch Zugang aus den Kohlenrevieren vermehrten, wo seit einem Monat Streik herrschte. Große Demonstrationen der Arbeitslosen hatten bereits stattgefunden, fast jeden Abend gab es Volksversammlungen, die Polizei hatte zu thun.

Kurz, es ging allerhand Interessantes vor! Der Wirth schmunzelte wiederholt bei seinem Berichte. Ihn erregten diese Dinge durchaus nicht; er fuhr unter allen Umständen gut. Je mehr Unzufriedene, desto stärker der Besuch seines Lokales. —

Hier bekam Gustav zum ersten Male in seinem Leben Blätter in die Hand, welche er nur aus Verwarnungen der Vorgesetzten dem Namen nach kannte, die er nie anders als mit Abscheu und Entrüstung hatte nennen hören. In einem Kasten, unter Glas, lagen Parteischriften.

Der Wirth war vertraulicher geworden, sobald er gemerkt, daß er in Häschke einen sicheren Genossen vor sich habe. Gustav hörte mit Stimmungen der Unterhaltung zu. Noch niemals hatte er so freie Reden gehört. Die urtheilten über Personen, Behörden, Einrichtungen, die er für unantastbar gehalten hatte, mit einer Geringschätzung, daß ihm eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken lief. Er verstand nicht Alles, was sie sagten, denn sie brauchten Ausdrücke und Wendungen, die ihm nicht geläufig waren. Noch war ihm alles das neu und unheimlich, und doch zog es ihn an.

Abends ging es in eine Volksversammlung. Gustav hatte noch nie einen so mächtigen Saal gesehen. Der war höchstens zu vergleichen mit der verdeckten Reithahn in der Kaserne. Der Raum wurde erleuchtet durch einzelne runde Lampen, die, in der Höhe schwebend, das Ganze mit mildem weißlichen Licht übergossen, so hell, daß man jedes einzelne Gesicht bis in die entfernteste Ecke des riesenhaften Raumes erkennen konnte. Tausende waren da versammelt. Man saß an Tischen, hatte kein Glas Bier vor sich stehen. Viele, die keinen Platz zum Sitzen gefunden hatten, stauten sich unter den Gallerien, die ebenfalls, bis zur dritten Empore, mit Menschen gefüllt waren.

Und am unteren Ende des Saales auf einem erhöhten Platze, wie auf einer Bühne, saßen einige Männer, die Einberufer der Versammlung, neben ihnen ein Polizist; die einzige Uniform in der großen schwarzen Menge.

Gustav verstand nichts von den Vorgängen. Häschke erklärte ihm, daß sie „ein Comité bildeten“. — Es schienen alles Männer aus dem Volke zu sein, ihrer Sprache und Kleidung nach zu urtheilen. Auch der Mann, der jetzt sich zum Worte meldete, war ein Arbeiter, ein „Entlassener und Arbeitsloser“, wie er selbst sagte. Er sprach wohl eine Stunde lang. Die Tausende lauschten seinen Worten mit athemloser Spannung; man konnte nicht andächtiger einer Predigt zuhören. Gustav ward es zu Muth, als befände er sich in der Kirche.

Da brach die Menge auf einmal in ein Gelächter aus, über eine Bemerkung des Redners; darauf Beifallsrufe aus Hunderten von Reihen. Von da wurde der Vortrag häufig durch Zustimmung unterbrochen. Hin und wieder hörte man auch ein Zischen, aber das wurde sogleich durch verstärktes Bravorufen, Trampeln und Händeklatschen übertäubt. Als der Redner endlich geschlossen hatte, brach ein solcher Lärm los, daß Gustav Schlimmes zu fürchten begann.

Das Tosen legte sich im Nu, als der Vorsitzende sich erhob, zu ein paar Worten. „Jetzt hat er die Diskussion eröffnet“, erklärte Häschke dem Neuling. Verschiedene aus der Versammlung traten auf das Podium. Wieder waren es nur ganz einfache Leute. Mancher unter ihnen sah ärmlich aus und herabgekommen. Die Meisten erklärten sich als „arbeitslos“.

Und wie sprachen diese Männer! — Gustav konnte es garnicht begreifen. Bettler und Stromer schienen es zu sein, wie er Manchen von seines Vaters Thier gewiesen hatte. Und nun mußte er mit

Beschämung erkennen, wie ihm diese einfachen Männer überlegen waren. Wie wußten sie die Worte zu setzen, ihren Gedanken Ausdruck zu verleihen!

Sie schilderten ihr Elend, berichteten von den Erfahrungen, die sie in der Fabrik, im Bergwerk, auf der Straße, gesammelt hatten. Von der Unbarmherzigkeit der Reichen sprachen sie und der Härte der Arbeitgeber. Dann schilderten sie den Jammer in ihren Familien. Und von diesem düsteren Hintergrund hob sich um so leuchtender ab das Bild der Zukunft: ihre Forderungen, die kühnen Hoffnungen und Erwartungen dessen, was da kommen sollte, der Ausgleich, die Vergeltung, das Glück, das irdische Paradies, welches ihnen prophezeit worden war von ihren Lehrern, dessen Glanz sich in ihren glühenden Augen spiegelte.

Die Worte dieser Männer griffen Gustav an's Herz. Er fühlte die Noth, die sie schilderten, als sei es seine eigene. Er war ganz auf ihrer Seite. Eine Ahnung ging ihm auf von dem, was sie befeelte.

Es war die gemeinsame Sache. Ein Geist, eine Hoffnung, eine Idee sprach aus ihren Blicken, beherrschte ihre Mienen, Bewegungen und Zungen. Eine Idee erfüllte sie, stärkte ihren Muth, entflammte ihre Begeisterung, ihr Hoffen, erhob sie über sich selbst, ließ jeden Einzelnen mehr erscheinen, als er war.

Es lag etwas Ansteckendes in dem gleichen Fühlen so vieler, als habe sich der Luft etwas mitgetheilt von dem Empfinden eines jeden Kopfes, das vereinigt wieder zurückwirkte auf den Einzelnen. Auch Gustav verspürte diese geheimnißvolle Wirkung des Massegeistes auf sich. Es lebte Großes und Erhebendes in dem Bewußtsein, sich eins zu wissen in Hoffen und Wollen mit Tausenden.

Auch ihn erfaßte die Sehnsucht nach dem, was Jene erstrebten, das sich mit Worten kaum ausdrücken ließ, und das doch unausgesprochen aus jedem Auge hier leuchtete. Sie tappten unsicher umher, ihre Worte widersprachen sich; sie widersprachen auch einander gegenseitig in ihren Reden, stammelnd suchten sie nach Ausdrücken, um das zu sagen, was in ihrem Herzen lebte, unklar und verworren, was in jedem dieser Köpfe eine andere Gestalt angenommen. Und doch war etwas Gemeinsames da, das in der Tiefe der Gemüther schlummerte: die Sehnsucht nach dem Glück.

Elend waren sie und verkommen. Die Gegenwart war für sie eine dunkle Höhle, weit abgelegen von aller Schönheit der Oberwelt. Ihre Augen waren starr auf jenes kleine ferne Loch in der Höhe gerichtet, durch welches Licht und Sonnenwärme zu ihnen drang; dort hinauf wollten sie. —

Gustav über sah die Versammlung. So viel ernste Männerköpfe! Die Meisten bleich, sorgenvoll, schmerzgeprüft. Konnte man sich vorstellen, daß diesen nicht ihr Recht werden sollte? —

Eines war ihm an diesem Abend klar geworden: schlecht waren diese Menschen nicht. Nicht Bosheit und Niedertracht beherrschte sie; sie trieb ein Streben, das auch ihn befeelte, wie jeden anderen Sterblichen: das Verlangen nach Besserung.

Inzwischen hatte ein neuer Redner das Wort erhalten. Es war ein kleiner, kränklich aussehender Mann. Er sprach mit heiserer Stimme, die dort, wo Gustav saß, kaum zu vernehmen war. Er schien erregt und leidenschaftlich, mit ein und derselben, immer wiederholten hämmernenden Handbewegung stieß er seine abgerissene, rauhe Rede hervor. Etwas von „Kapitalismus“ und „Bourgeoisregierung“ drang an Gustav's Ohr.

In den hinteren Tischen wurde man unruhig. „Lauter!“ rief Jemand dem Redner zu. Der Mann erhob die Stimme und sagte nunmehr deutlich vernehmbar: „Wie kann man von Behörden oder Regierung Abstellung unseres Nothstandes erwarten, wenn die auf's Engste verbunden sind mit der blutsaugerischen Unternehmerklasse, ja, wenn die nur die Handlanger sind des Kapitalismus...“

Während er diese Worte in die Versammlung rief, hatte sich der Polizeioffizier erhoben. Er setzte den Helm auf und erklärte die Versammlung für aufgelöst.

Die meisten Anwesenden waren gleichzeitig von

ihren Plätzen aufgesprungen. Das Rufen von tausend entrüsteten Männern ertönte wie ein einziger Schrei des Jornes. Ein Sturm, ein Tosen erhob sich, in dem die einzelne Stimme verschlungen wurde wie die kleinen Wellen von der zur Fluthwelle aufgepeitschten Brandung.

Gustav erbebt. Was würde jetzt werden! In den Gesichtern umher las er Ingrimm und trotzige Entschlossenheit. Was konnte der entfesselte Wuth dieser Tausende widerstehen?

Der Polizeioffizier stand unbeweglich vorn auf dem Podium, er musterte das tobende Meer zu seinen Füßen scheinbar unerschrocken. Der Vorsitzende verschaffte sich durch Winke und Zeichen soviel Ruhe, daß seine Aufforderung, ruhig auseinander zu gehen, gehört ward.

Zwar wurden Fäuste geschüttelt, manch' haßerfüllter Blick traf den Vertreter des Gesetzes da oben, manch halbunterdrücktes giftiges Wort erklang; aber dabei blieb es. Allmählig, in größerer Ruhe und Ordnung als man es bei einer solchen Menschenfülle für möglich gehalten hätte, setzte sich die Menge in Bewegung und räumte den Saal.

Draußen auf der Straße freilich war erst zu erkennen, wie gut die Versammlung all die Zeit über bewacht gewesen war. Im Lichte der Gaslaternen blitzten Pickelhauben. Einzelne Berittene sprengten auf und ab und hielten den abströmenden Zug in steter Bewegung.

Gustav hatte das Bewußtsein, etwas Großes erlebt zu haben. Eine Ahnung war ihm aufgegangen, daß es Kämpfe gab in der Welt, von denen er daheim, wenn er hinter den Pferden einhergeschritten war, sich nichts hatte träumen lassen. Ein Vorhang war weggerissen worden vor seinen Augen, der ihm eine ganze Welt verborgen gehalten hatte.

Die nächsten Tage brachten neue Erlebnisse.

Er ging mit Häschke in die Arbeitsnachweisbüreaus und in die Fabriken. Da sah er in langen Reihen die Arbeitsuchenden stehen: Männer, die ihre Fertigkeiten, ihre Kräfte, anboten wie eine Waare. Er hörte die geschäftsmäßigen kalten Fragen der Bureauchefs, er sah die verzweifelten Mienen der Abgewiesenen, vernahm unterdrückte Seufzer und wilde Flüche.

Dann wohnte er noch anderen Volksversammlungen bei. Er hörte die Rede eines berühmten Reichstagsabgeordneten der Arbeiterpartei. Durch Häschke lernte er einzelne Genossen kennen. Er bekam einen Begriff von dem Dasein einer weitverzweigten mächtigen Verbindung, einer Macht, die weit hinreichte in alle Verhältnisse.

Und je mehr er sah, je mehr zog es ihn an, was er kennen lernte. Es war, als sei er an den Rand eines Strudels gerathen. Er fühlte, daß er da hinabgerissen werden sollte, widerstrebte und wurde doch in den verhänglichen Kreis hineingetrieben.

Als Soldat hatte er mehr als vier Jahre in der Stadt zugebracht; aber wo hatte er seine Augen damals gehabt! Jetzt erst, schien es ihm, wisse er, wozu er überhaupt lebe. Bis dahin hatte er hingedämmert ohne Sinn und Verstand. Er sah auf einmal die Welt mit ganz anderen Augen an. Hier allein in der großen Stadt war das Leben des Lebens werth, wo jeder Augenblick neue Erlebnisse, neue Erfahrungen brachte.

Aber dieses schöne Leben fand sein Ende. Eines Tages beim Ueberzählen seiner Baarschaft entdeckte Gustav, daß er kaum noch so viel habe, um nach Hause reisen zu können. Die letzten Tage hatten viel gekostet. Da war mancher Groschen für die arbeitslosen Genossen draufgegangen.

Häschke hatte auch nichts mehr, aber er nahm Vorkauf und konnte so Gustav aushelfen.

Eines Tages trennten sie sich. „Mach's gut, Schwager!“ sagte Häschke zum Abschiede. „Und wenn Dir's in Halbenau nicht gefallen will, dann denk' an Häschken. Ich wer' Dir 'n Platz hier warmhalten.“

XXVIII.

Auch nachdem er seinen schweren Rausch ausgeschlafen, verlangte Karl Böttner mit hartnäckigem Eigensinn von Therese, sie solle ihm sein Geld heraus-

geben. Die Behandlung, die ihr von seiner Seite widerfahren, hatte die standhafte Frau so wenig entmuthigt, daß sie sich nach wie vor weigerte, ihm zu sagen, wo sie das Geld versteckt hatte.

Unter der Hand erkundigte sich Therese nach ein paar Ziegen. Neuerdings hatte sie beschlossen, Ziegen von dem Gelde zu kaufen. Jetzt noch Schweine aufzustellen, war zu spät im Jahre, damit wollte sie bis zum nächsten Frühjahr warten.

Karl war wie umgewandelt. Ein neuer Zug schen in sein Wesen gekommen zu sein, der ihm früher gänzlich fremd gewesen: Tücke. Man hielt ihm sein Geld vor — gut! Seine Antwort darauf war, daß er sich auf die faule Haut legte.

Ein Freund von angestrengtem Arbeiten war er niemals gewesen, aber jetzt stellte er sich an wie ein stätischer Gaul. Bis in den Vormittag hinein wälzte er sich in Bette, dann verlangte er zu essen. Wenn das Gewünschte nicht gleich kam oder nicht nach seinem Sinne war, fluchte und schimpfte er. Therese war nur noch seine Magd.

Früher, wo Karl die Gutmüthigkeit in Person gewesen, hatte Therese ihn oft geplagt mit ihrer Streitlust; immer hatte sie den Muthseligen unter ihren energischen Willen zu ducken verstanden. Jetzt wendete sich das Blättchen. Jetzt wollte er ihr zeigen, daß es auch umgekehrt gehe; er hatte Wohlgefallen am Schlechthin gefunden.

In Karl hatte all' die Zeit über etwas geschlummert wie die versteckte Wildheit des Stieres, die nur ausbricht, wenn die Gelegenheit sie hervorlockt. In diesem Bauernsohne lag eine Summe von thierischer Kraft angesammelt, wie sie seine Vorfahren im harten Ringen mit der Natur wohl gebraucht; aber ihm waren alle jene edleren und feineren Gaben versagt geblieben, die den Landmann zu einem guten Wirth und Hausvater, zu einem Pfleger und damit in höherem Sinne zu einem Ueberwinder der Natur machen. So lange er in guter Obhut gewesen, unter der strengen Fuchtel des alten Bauern, auf dem väterlichen Gute wie ein Knecht gehalten, waren die wilden Seiten seines Wesens nicht hervorgebrochen, aber jetzt, wo er, losgerissen von der Heimath, den Boden unter den Füßen verloren hatte, in Verhältnisse geworfen war, denen er mit seiner gering entwickelten Intelligenz nicht gewachsen, fiel er mit Nothwendigkeit in jene angeborene Rohheit zurück.

Geschlagen hatte er seine Frau noch nicht wieder seit dem Zweikampfe an jenem Morgen. Er hatte sich, als er die Folgen seiner That gewahr geworden, doch vor sich selbst entsetzt. Dann kamen wieder Augenblicke, wo sie ihn durch ihre spitzigen Redensarten, denen seine plumpe Zunge nicht gewachsen war, zum Grimm reizte. Da ludte es ihm in den Fingern, loszuschlagen. Aber das Bewußtsein, daß er neulich haarfarrig daran vorbeigegangen war, zum Gattenmörder zu werden, hielt ihn immer wieder zurück.

Es ging wenig erquicklich zu in dem Haushalte der Weiden; zum häuslichen Unfrieden kam auch noch Kraußheit. Die Kinder legten sich der Reihe nach. Das Achtmonatskind, welches Therese von Toni zur Pflage überkommen hatte, siechte von dem Augenblicke an, wo die Mutter es verlassen hatte. Therese sagte wie oft: „Wenn ad' der Mader blutig starben wüllte, daß Ruhe würde!“ — Aber ihre Thaten waren besser als ihre Worte. Manchmal trug sie das elende Wirmchen eine halbe Nacht lang im Zimmer umher und suchte es in Schlaf zu wiegen.

Karl fing jetzt an, des Abends regelmäßig auszugehen. Es hatte sich herumgeredet, daß Büttnerkarl im Besitze einer größeren Summe Geldes sei. Wie immer, hatte das Gerücht vergrößert. Karl fand daher in den Schenken Kredit.

Therese war außer sich. Sie lief bei den Leuten umher und verbreitete, Karl besitze von dem Gelde keinen Pfennig mehr. Aber der Eifer, mit dem sie das erzählte, machte ihre Behauptung unglaubwürdig. Ihr Mann bekam nach wie vor Schnaps geschänkt, so viel er nur wollte.

(Fortsetzung folgt.)

O, diese Diensthöten!

Von Curt Grottenwig.

Marie war direkt vom Lande nach Berlin gekommen. Es war ihre erste Stelle. Die Herrschaft, bei der sie diente, bestand aus einem Manne in den vierziger Jahren und einer jungen Frau. Er hatte sich vom einfachen Angestellten zum Besitzer einer Aluminiumfabrik emporgearbeitet, und sie, die Tochter eines Schlossers, hatte sich ihn zu angeln gewünscht, wie man zu sagen pflegt. Die junge Frau war mit den besten Vorsätzen in die Ehe getreten. In den ersten Monaten führte sie eine einfache aber äußerst sorgfältige und behagliche Wirthschaft. Sie kochte vorzüglich, verfab alle häuslichen Arbeiten, allein, ohne Dienstmädchen, und kleidete sich mit anmüthiger Einfachheit, so daß ihr Mann ganz entzückt war über die Billigkeit und Behaglichkeit der Ehe, und nicht begreifen konnte, warum er sich so lange Zeit gegen diese Institution gewehrt habe. Das Behagen währte jedoch nicht lange. Nachdem die junge Frau einmal festen Fuß gefaßt hatte, wurde sie nachlässiger. Sie gewöhnte sich bald daran, früh ebenso lange zu schlafen wie ihr Mann, die Zimmer erst später und unregelmäßig aufzuräumen und die kleinen Geschenke, die er ihr mitbrachte, als selbstverständlich hinzunehmen und noch größere zu verlangen. In kurzer Zeit entwickelte sich die junge Frau zu einer bequemen, vergnügungsflüchtigen, anspruchsvollen Dame.

Bereits drei Monate nach der Hochzeit war sie zu der Einsicht gekommen, daß es zwar schön ist, zu arbeiten, schöner aber, für sich arbeiten zu lassen. So mietete sie ein Dienstmädchen. Sie behandelte es anfangs mit einer gewissen Rücksicht, arbeitete mit ihm zusammen, war freundlich zu ihm und ließ überhaupt den Unterschied zwischen Herrschaft und Diensthöten wenig hervortreten. Nach und nach freilich fand sie es erquickender und angenehmer, Arbeit für Arbeit auf die Schultern des Mädchens abzuwälzen, das am Ende dafür geboren und bezahlt war, einem das Leben zu verschönern. So that sie nach Verlauf von einem halben Jahre nichts mehr, was das Mädchen nur einigermaßen ihr abnehmen konnte. Ueberhaupt war sie jetzt weniger zu Hause, sie hatte daran Geschmack gefunden, Abend für Abend mit ihrem Manne auszugehen und Alles mitzumachen: Spezialitätentheater zu besuchen, im Café zu sitzen, spät nach Mitternacht nach Hause zu gehen und andere Vergnügungen, die die Großstadt bietet. Großstädtische Genüsse aber wollen erarbeitet sein, und so stärkte sie sich für die nächtlichen Anstrengungen dadurch, daß sie bis Mittag schlief, kurz bevor ihr Mann aus dem Comptoir nach Hause kam. Den Nachmittage aber hatte sie alle Hände voll zu thun, um sich bis zum Abend vorthellhaft zu frisiren, schön zu kleiden und darüber nachzudenken, wohin man gehen solle.

Dem Dienstmädchen sagte diese neue Geschmacksrichtung der Frau weniger zu, besonders da auch im Essen Unpünktlichkeit herrschte und sie mitten in der Nacht herausgepocht wurde, um der Herrschaft beim Zubettegehen behilflich zu sein. Sie kündigte also. Die Kündigung hatte nun den Vortheil, daß man sich von vornherein mit dem neuen Mädchen auseinander setzen und sie gleich von Anfang an so behandeln konnte, daß sie sich nicht mühte. Die Vorherige hatte zu ihr Frau Kulke gefaßt, die Neue wurde an garnichts Anderes gewöhnt als an die „gnädige Frau“. Es ist aber ohne Weiteres klar und braucht nicht bewiesen zu werden, daß eine gnädige Frau mehr Respekt und Unterthänigkeit verlangen kann als eine Frau Kulke. Das neue Mädchen gewöhnte sich denn auch daran, heute ihren Besperkaffee um drei Uhr, morgen um sechs und übermorgen garnicht zu bekommen. Sie gewöhnte sich auch daran, eventuell früh vier Uhr erst zu Bett zu gehen, wenn Besuch da war, und neuerdings war mindestens zweimal die Woche Besuch im Hause. Sie gewöhnte sich aber auch daran, dann ebenso wie die gnädige Frau bis Mittag zu schlafen. Sturzum, das neue Mädchen zeigte sich äußerst anpassungsfähig, sie arbeitete ebenfalls nur von Mittag bis

zum Abend, wo die Herrschaft ausging, der übrige Tag gehörte ihr. Frau Kulke, die noch von früher wußte, wie eine aufgeräumte Wohnung aussieht, entdeckte gelegentlich die Reichtwinkel in den Ecken des Korridors, die Spinnweben über dem Buffet und den Staubklappen auf einem Fauteuil, auf den sich eben ein Gast setzen wollte. Mit diesem Mädchen ging es also nicht mehr. Frau Kulke ließ sich das wenig anfechten. In dem angenehmen Bewußtsein, daß in unserer Zeit für Alles trefflich gesorgt ist, ging sie in das nächste Miettsbureau und holte sich eine Andere. Da es auf ein paar Mark Lohn mehr den Monat ihr nicht ankam — ihr Mann mußte es ja doch bezahlen — so bekam sie leicht ein anderes Mädchen, dem daran gelegen war, die gut bezahlte Stelle sich zu erhalten und das deshalb sich bestrebte, die Zufriedenheit der Herrschaft zu erlangen.

Das neue Mädchen gewöhnte sich an dieselben Tugenden wie das vorhergehende, an das unregelmäßige Essen und Schlafen, ohne aber in die Fehler der Anpassungsfähigkeit zu verfallen. Sie hatte sogar einiges Talent zum Kochen und nahm der gnädigen Frau auch darin manche unangenehme Arbeit ab. Ueberhaupt aber war sie geschickt darin, das Kochen im eigenen Hause abzukürzen und dafür neue Quellen ausfindig zu machen, wo man bereits fertige Waare kaufen konnte. Früher hatte die Zubereitung frischer Gemüse viel Zeit gekostet, jetzt wurde Alles nur in konservirtem, beinahe ehsfertigen Zustande gekauft, Gerichte, die lange kochen mußten, gab es nicht mehr, und man speiste von da an nur noch nach der englischen Küche. Es schmeckt ihr zwar nicht und ihrem Manne auch nicht; aber dieser hatte nun bereits eingesehen, daß man heutzutage von einer Frau nicht mehr verlangen kann, daß sie etwas verstehe, und war froh, wenn sie guter Laune blieb und ihn nicht unnöthiger Weise an ihre Jugend und sein Alter erinnerte. Ueberdies speiste man Abends im Restaurant und konnte sich da entschuldigen. Sie legte neuerdings aber auf Mittag- und Abendessen überhaupt wenig Werth, da sie einen großen Theil der Zeit zwischen Mittag und Abend dazu bestimmt hatte, Chokolade, Pralinés, Punschorte und andere Leckereien zu essen. Das neue Mädchen war groß darin, immer neue, angenehme Dinge zu besorgen. Es fiel dabei für dieses allerhand ab, die Gnädige ah von Pralinés nur die Füllung, das Neukere gab sie dem Mädchen, und wenn sie ziemlich satt war, zerbröckelte sie den Kuchen, um Mandeln, Zitronat und Rosinen anzulesen; die Krumen bekam das Mädchen. Dieses verschmähte nun zwar alle diese Dinge nicht, aber sie zeigte sich doch insofern unbescheiden, als sie bei allen Einkäufen emsig in ihre Tasche arbeitete. Anfangs zog sie bei jedem Einholen von Waaren einen Sechser für sich ab, später erhöhte sie den Rabatt auf zehn Pfennig. Es liegt nun aber in der Natur derartiger Geschäfte, daß sie nach stetem Fortschritt und nach Abwechslung verlangen. So legte sie nun bald nicht nur auf jeden Gang, sondern auf jede Waare eine indirekte Steuer. Dabei rundete sie die ungeraden Zahlen möglichst nach oben ab und verlangte von der gnädigen Frau eine Mark, wo sie fünfundsachtzig Pfennig ausgab, blieb dabei aber nicht konsequent und erhöhte eine Mark auf eine Mark fünfundsachtzig Pfennig. Später ließ sie sich freilich überhaupt nicht mehr auf Kleinliche Rechnerei ein, sondern nahm so viel Geld, wie sie bekommen konnte. Obwohl nun Frau Kulke so bequem und lädlich geworden war, daß es ihr selbst zu viel war, das Geld, das das Mädchen zurückbrachte, genau nachzurechnen, so wurde sie doch nach und nach stugig, und als sie sich wirklich einmal die Mühe gab, irgend einen Einkauf zu kontrolliren, stellte es sich heraus, daß das Mädchen ein Pfund Salz, ein Packet Streichhölzchen und zwei Pfeffergurken mit einer Mark und fünfundschtzig Pfennig berechnet hatte. Nun mußte wieder an ein anderes Mädchen gedacht werden. Frau Kulke ging schon jetzt nicht mehr so leichtem Herzens wie früher nach dem Miettsbureau. Sie machte die schmerzvolle Entdeckung, daß in der Welt doch nicht immer so für die reichen Leute gesorgt ist, wie es diese von Rechtswegen nach ihrem Vermögensstande fordern können. Sie sah auch ein, daß bei ihrer großstädtischen Art

der Lebensführung es höchst schwierig sei, ein Dienstmädchen zu finden, das rechtschaffen bleibe und sich nicht zu Abweichungen von dem geraden Wege verleiten ließe.

Die Mädchen, die sie nun bekam, hatten alle ihren wunden Punkt, ja, sie waren schlimmer als die bisherigen. Alle kamen darin überein, daß sie die moderne Art der Lebensführung sofort anerkannten und sich darnach benahmten. Es war einfach schrecklich! Ach, dieses elende Paß von Diensthöfen, die doch froh sein könnten, daß man ihre Hilfe in Anspruch nahm, wollte ihr ihre Lebensgenüsse verbittern! Es war nun so weit gekommen, daß Frau Kulde bereits philosophische und staatsmännische Betrachtungen an ihr Unglück knüpfte. Na ja, sagte sie, das kommt eben von Berlin, die Leute werden arrogant und dann das schlechte Beispiel! Da lernt die Eine immer von der Anderen alle Schlichkeiten. Und dann ist die Auswahl von den Dingen nicht groß! Das wissen die Ueders, darum sind sie so frech. Der Staat hätte dafür zu sorgen, daß genug Diensthöfen da sind. Wozu haben wir sonst einen Staat?

Frau Kulde redete seit der Zeit im Café und in den Spezialitäten-Theatern sehr viel über die Arroganz der Diensthöfen, und selbst ihre Verehrer, denen sie neuerdings viel Aufmerksamkeit schenkte, mußten immerfort von der Pflichtvergessenheit der Dienstmädchen hören. Sie hatte vor diesen eine wahre Angst bekommen, sie rißte zu Hause überhaupt fast nichts mehr an, da sie fürchtete, daß Alles vorher von irgend einem gemeinen Subjekt von der Straße bereits in Gebrauch genommen worden sei. Kurzum, der Zustand war fast unerträglich, und sie fand auf einen Ausweg. Sie fragte herum nach sicheren, zuverlässigen und für sie geeigneten Dienstmädchen, lange allerdings vergeblich.

Endlich wurde ihr von einer alten Schulfreundin, die in einer kleinen Stadt wohnte, ein passendes Mädchen in Aussicht gestellt. Frau Kulde hatte, um jeden Irrthum über ihre Wünsche von vornherein zu beseitigen, ihre Freundin mit ihrer jetzigen Lebensweise vertraut gemacht, hatte ihr mitgetheilt, daß man in Berlin ein ganz anderes Leben führe als in der Provinz, daß man hier auf der Höhe der Eleganz und der Bornehmtheit stehe und sich um kleine Vorurtheile nicht kümmern, daß man sich in der Nacht amüsire und den Tag, von welchem doch wohl kein anständiger Mensch einen Genuß habe, verschlafe. Bei einer solchen angenehmen Lebensweise brauche man aber Diensthöfen, die äußerst zuverlässig sind, sich in jeder Beziehung bescheiden, ordnungsliebend und ehrlich zeigen, die Unregelmäßigkeit eines modernen Haushalts willig auf sich nehmen und sie durch strenge Pünktlichkeit ihrerseits wieder ausgleichen. Das Mädchen mußte ferner anhänglich sein und sich als zur Familie gehörig betrachten, das heißt, sie dürfe nicht etwa irgend welche Ansprüche machen, die nur der Herrschaft zuläßen, sondern müsse vielmehr das Interesse des Hauses nach jeder Hinsicht aufopferungsvoll wahrnehmen.

Die Freundin schickte also ein Mädchen, wie Frau Kulde es haben wollte. Es war eines jener stillen, verschüchterten Wesen vom Lande, die unter der Obhut einer Stieftante aufwachsen wie Unkraut am Wege. Hunger, harte Arbeit, Schläge, das waren die Erziehungsmittel gewesen, ehe Marie in den Dienst der Frau Kulde trat. Mädchen, die solche Behandlung erfahren haben, werden dadurch häufig zur Lüge, Verschlagenheit, Unselbstständigkeit getrieben, so daß sie, einmal losgelassen von der Kette, ganz und gar verkommen. Bei Marie hatte alle Härte nur dazu beigetragen, ihre Widerstandsfähigkeit, ihre Gewissenhaftigkeit, ihr Pflichtgefühl zu erhöhen. Bei Frau Kulde bewährte sie sich einfach glänzend, so daß diese alle ihre frühere Erziehung sich in's Gedächtniß zurückrufen mußte, um so ein Mädchen nur einigermaßen zu verstehen. Marie besorgte ihre regelmäßigen Arbeiten pünktlich und zuverlässig, und beim Einholen handelte sie für ihre Herrschaft so, als ob sie die Einkäufe für sich selbst machte. Dabei war selbst nach Monaten absolut keine Nachlässigkeit, kein Abweichen von der gewohnten Pflicht zu bemerken. Wenigstens bei ihr, denn Frau Kulde, in dem Bewußtsein, das richtige

Mädchen gefunden zu haben, überließ sich mit neuen Kräften der modernen Lebensführung. Um Marie bestimmte sie sich fast gar nicht mehr, so daß diese vielfach den ganzen Tag nichts Anderes als trodene Stullen zu essen bekam oder vielmehr sich zu essen nahm. Denn von Frau Kulde bekam sie nur in den ersten Tagen ein sicheres Essen zugewiesen, an den folgenden wurde ihr gesagt, sie dürfe sich Kaffee und Butterstullen jederzeit zurecht machen nach Belieben. Marie aber war so bescheiden, daß sie sich nur zu nehmen getraute, was sie bekam. Da sie freilich insofern bald garnichts mehr bekam, so nährte sie sich zumeist von trockenem Brot. Denn das Mittagessen hatte Frau Kulde auch fast ganz abgeschafft. Eine Köchin wollte ihr ihr Mann nicht halten, da er eine solche bei den Gewohnheiten seiner Frau denn doch zu kostspielig fand. Es war demnach einfacher und der Hausfrau auch kurzweiliger, Mittagessen ebenfalls außer dem Hause zu speisen.

Marie schien das Alles nicht zu bestimmen, sie blieb ebenso zuverlässig und eifrig wie vorher. Sie entwickelte sich nach und nach zu der Vollkommenheit, die Diensthöfen bekommen müssen, um allen Wünschen ihrer Herrschaft zu entsprechen. Ebenfalls aus Bescheidenheit und um ihre Dienstfertigkeit zu beweisen, hatte Marie darauf verzichtet, von ihrem Ausgeh-Sonntag Gebrauch zu machen. Sie erhielt dafür zu ihrer großen Freude von der gnädigen Frau eine freundliche Anerkennung, übrigens auch etwas, das sie früher nicht gekannt hatte. Frau Kulde hatte ihr als Belohnung dafür sogar fünf- undsechzig Pfennig Vergütung zugesagt, vergaß aber freilich dann, ihr das Geld zu geben. Als Marie nach vierzehn Tagen wieder nicht ausgehen wollte, nahm die gnädige Frau diese Absicht schon als erwünscht hin, das nächste Mal als selbstverständlich. Später war vom Ausgehen des Dienstmädchens nie wieder die Rede. Im Uebrigen wurde der Dienst Mariens insofern schwieriger, als die Herrschaft sich eine bedeutend größere Wohnung nahm, da die frühere der gnädigen Frau nicht mehr standesgemäß erschien. Hatte Marie früher vier Zimmer in Ordnung zu halten gehabt, so hatte sie jetzt sieben, waren früher nur drei kleine Teppiche zu klopfen gewesen, so waren es jetzt außerdem sechs, zwei mehr, als man verwenden konnte, aber die gnädige Frau liebte schöne Sachen, und da sie nicht Alles gleich verwenden konnte, so kaufte sie auf Vorrath. Jetzt hatte sie ein besonderes Zimmer dazu, wo alle solche Sachen aufgespeichert standen, die sie gekauft hatte, weil sie so schön waren und gewiß einmal gebraucht werden würden. Es war ein ganzer Waarenladen, dessen Inhalt immer blank und staubfrei zu halten, keine Kleinigkeit war. Aber Marie verrichtete alle diese Arbeiten mit einer solchen Bereitwilligkeit, wie sie eben nur ein Mädchen zeigen kann, das in der Gesellschaft einer Stieftante aufgewachsen ist. Der Nachtdienst wurde jetzt auch komplizirter. Die gnädige Frau hatte sich angewöhnt, nach dem Nachhausekommen noch lange aufzubleiben und sich von Marie allerhand Dienste leisten zu lassen. Sie las dann noch im Bette bis zum Morgen, da sie einsah, daß ihre Bildung manche Lücken aufwies. Zur größeren Behaglichkeit ließ sie sich dann von Marie manchmal Kaffee kochen und Ledereien zureichen. So las sie bis in den hellen Tag hinein mit großem Amusement und Bildungsbedürfniß Romane und kleine Geschichten zum Lachen aus der Leihbibliothek.

Zu diesen Diensten in der Nacht kamen für das Mädchen noch neue am Tage. Herr und Frau Kulde zeigten in der letzten Zeit nicht mehr dieselbe Gemeinsamkeit im Thun und Handeln, sahen vielmehr ein, daß man sich auf eigene Faust mitunter besser das Leben verführen kann, als zusammen. Da hatte nun Marie allerhand Wege zu laufen, Aufträge auszurichten, Briefe, Gratulationen und Geschenke zu überbringen an Freundinnen und Freunde. Sie durfte dabei freilich Pferdebahn und Stadtbahn, eventuell sogar eine Droschke gebrauchen. Die kleinen Kosten dafür legte Marie aus, das heißt, sie konnte nicht sicher darauf rechnen, sie wieder erstattet zu bekommen, da die gnädige Frau in diesem Punkte keine Kleinigkeiträmerin war und möglichst vergaß, was zu vergessen war. Neuer-

dings, wo Herr und Frau ihre eigenen Wege gingen, und der Verbrauch deshalb etwa um das Doppelte stieg, wurde Frau Kulde von ihrem Manne etwas knapper gehalten, so daß sie gezwungen war, einmal sogar das Dienstmädchen anzuborgen, nachdem sie sich eben eine neue Brillantbroche gekauft hatte und es für den Milchjungen am Ende der Woche nicht mehr reichte. Später borgte sie von Marie noch mehr und versprach, ihr Alles hoch zu verzinsen, wie denn das Geld bei ihr absolut sicher verwahrt sei wie auf der Sparkasse und es dem Mädchen natürlich jederzeit zur Verfügung stehe. Nach einem Jahre beliefen sich die Schulden der gnädigen Frau an Marie auf genau hundert Mark.

Marie war nun in jeder Beziehung eine so angenehme Zugabe des Lebens, daß es Frau Kulde aufrichtig schmerzte, als sie an ihr doch schließlich den wunden Punkt entdeckte. Auch Marie sollte sich leider auf die Dauer nicht so perfekt zeigen, wie die gnädige Frau von ihrem Dienstmädchen verlangen mußte. Neuerdings war Frau Kulde in ihren Amusements immer moderner geworden. Eine hübsche Person mit der leichtfertigen Skotterie, die in den entsprechenden Kreisen sehr gern gesehen wird, hatte sie eine Menge Verehrer. Anfangs spielte sie mit ihnen, aber in der Maßlosigkeit, die diesem früher gewaltig gebändigten Frauengemüthe jetzt eigen war, kam sie immer mehr zu den Praktiken, die jetzt auch in Berlin immer mehr beliebt werden. Sie trieb es dann so arg und ungenirt, daß auch Marie in alle ihre Liebesabenteuer vollkommen eingeweiht war. Ja, sie brauchte Mariens Hilfe dazu sehr notwendig, zu Bestellungen von Neuzeugs, zu Verleugnungen und Ausreden, wenn ihr Mann nach ihr fragte. Denn dieser betrachtete es, obwohl seine Vergnügungen jetzt in derselben Richtung lagen, doch als heilige Pflicht, die Ehre seiner Frau zu schützen. Hier aber zeigte sich nun der wunde Punkt in Mariens Dienstleistungen. Sie war schon nicht gut dazu geeignet, bei ihren Bestellungen fremde Leute so zu bellen, wie es Frau Kulde wünschte. Es fehlte ihr aber der Sinn der Unterscheidung gänzlich, sie war gegen andere Menschen unglückseliger Weise ebenso ehrlich wie gegen ihre Herrschaft. Staunend sah man sie dazu bringen konnte, zu schweigen, wenn Jemand sie nach der Wahrheit fragte, aber direkt für ihre Herrschaft, selbst wenn es dieser noch so zuträglich war, eine gut glaubliche Lüge auszurichten, geschweige denn selbst zu fabriziren, das konnte Frau Kulde von diesem dummen Bauernschädel nie erreichen. Und gerade das brauchte die gnädige Frau mehr denn je. Es war eine Menge von Fällen zusammengelommen, in denen ihr Gemahl Verdacht geschöpft hatte. Zuletzt war einer der Verehrer der gnädigen Frau in die Küche geschlichen, als Herr Kulde plötzlich zu Hause erschienen war. Herr Kulde hatte Geräusch vernommen und war ihm gefolgt. Für diesen Fall lautete die Weisung: Marie solle den Herrn für ihren Bräutigam ausgeben. Marie hätte wohl trotz der schärfsten Instruktionen der Gnädigen es überhaupt nie fertig gebracht, dem Hausherrn eine Unwahrheit zu sagen; jetzt war sie zu künfternirt, zu aufgelöst, als daß sie ihrem „Herrn“ nicht Alles eingestanden hätte, wonach er fragte. Die Beichte dauerte ziemlich lange, denn die Fälle hatten sich im Laufe der Zeiten immerhin beträchtlich angehäuft. Herr Kulde war so wüthend, daß er seine Frau erst erschlagen wollte, dann wollte er zwei Tage lang sich von ihr scheiden lassen; erst am dritten Tage waren sie wieder miteinander ausgehört. Marie aber hatte sich unmöglich gemacht. Sie wurde gleich nach der Beichtzene Knall und Fall von der Gnädigen entlassen.

Als die Freundin aus der kleinen Stadt der Frau Kulde brieflich ihr Erstaunen über die plötzliche Entlassung des noch vor Kurzem so sehr gerühmten Dienstmädchens ausdrückte, mußte die gnädige Frau ihr antworten: Das Mädchen zeigte sich schließlich als ganz untüchtig und bereitete mir die peinlichsten Verlegenheiten, nicht einmal lügen konnte das dumme Stück! —



Monumentalbrunnen für Stettin. Von Ludwig Manzel.

Herstellung künstlicher Diamanten.

Von S. Gerstmann.

I.

Die Sehnsucht nach großem Reichtum und das ihr verwandte Streben, über werthvolle Energie nach eigenem Willen und unabhängig von der übrigen Welt zu verfügen, trieben die Menschen schon seit langer Zeit zu Versuchen, Gold aus minderwerthigen Stoffen herzustellen und ein Perpetuum mobile zu erfinden. Erst in verhältnißmäßig neuer Zeit gefellte sich als Dritter im Bunde dazu der Wunsch, Edelsteine künstlich zu erzeugen.

Die Erkenntniß, daß im Weltall eine bestimmte Menge von Kraft vorhanden ist, die wohl sehr verschiedene Gestalten annimmt, die aber weder vermehrt noch vermindert werden kann, liefert den Beweis, daß ein Perpetuum mobile — ein Apparat, der ohne Kraft zu verbrauchen, Arbeitsleistungen produzieren könnte, der also die auf der Welt vorhandene Kraftmenge vermehren würde — ein Widersinn ist und daß diejenigen Menschen, die heute noch ihre Zeit, ihr Geld und ihren an sich oft nicht einmal geringen Scharfsinn darauf verwenden, diesem Phantom nachzujagen, vielleicht schon den Geisteskranken zuzurechnen sind.

Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ist Gold ein Element, läßt sich also nicht aus anderen Körpern zusammensetzen und nur aus solchen herstellen, in welchen es schon vorher vorhanden war. Es ist möglich, daß eine weiter vorgeschrittene Wissenschaft zu der Erkenntniß führt, daß Gold doch kein Element ist, sondern ein zusammengefügter Körper und daß dieser sich aus geringwerthigen Stoffen herstellen läßt; heutzutage aber muß man die Versuche, Gold künstlich herzustellen, ebenso wie das Jagen nach dem Perpetuum mobile als Irrwahn bezeichnen. Dagegen hat die jüngste der drei genannten Bestrebungen, die nach der Herstellung künstlicher Edelsteine, zu reellen Resultaten geführt, wenngleich auch hier noch bei Weitem nicht alle Wünsche erfüllt sind, denn die künstlich erzeugten Diamanten sind viel zu klein, um wie die von der Natur gelieferten verwertet werden zu können, und ihre Herstellung ist noch viel zu kostspielig, als daß man davon reden könnte, die künstlichen Diamanten seien wohlfeiler, als die natürlichen, was doch schließlich das Endziel aller auf diesem Gebiet sich bewegenden Bestrebungen ist. Schon die Thatsache, daß die Anfertigung künstlicher Edelsteine, namentlich die der Diamanten, in einem gewissen Grade wirklich gelungen ist, läßt es als wahrscheinlich erscheinen, daß man sich mit diesem Gegenstande zu einer Zeit zu beschäftigen begann, in der man nicht kritiklos und gleichsam blindwütend auf allerlei Probleme sich stürzte, sondern daß man sich dabei auf Erwägungen wissenschaftlicher Natur stützte. In der That: Im Beginn des jetzt seinem Ende sich neigenden Jahrhunderts hatte die analytische Chemie schon eine relativ bedeutende Entwicklung erreicht, wenn sie auch weit entfernt war, mit der heutigen, auf so viele inzwischen aufgefundene technische Hilfsmittel und Kunstgriffe gestützten verglichen werden zu dürfen. Wenn es Ausgangs der zwanziger Jahre Justus von Liebig gelungen war, einen organischen Körper künstlich herzustellen, das heißt ein Gebilde, das sonst nur in der geheimnißvollen Werkstätte des thierischen oder menschlichen Leibes gebaut wird, in seinen Retorten und Schmelztiegeln zu konstruieren, so brauchte man auch den Versuch, die so viel einfacheren und doch sicher in irgend einer Weise im Erdinnern entstandenen Edelsteine selbstständig zu erzeugen, nicht als Utopie anzusehen. Kein geringerer als Alexander von Humboldt ist es, der die Worte schrieb: „Wo die leitende Idee des Studiums chemischer Verbindungen erweitert wird, kann auch aus dem engen Raum unserer Laboratorien sich ein helles Licht über das weite Feld der Geognosie und die große unterirdische, Gesteine bildende und Gesteine umwandelnde Werkstätte der Natur verbreiten.“ (Kosmos I).

Noch etwas Anderes kam dazu: Gilhard Mitscherlich, der große Bahnbrecher der Chemie und Geologie,

fand schon im Beginn der zwanziger Jahre in den Schlacken von Hochofen gewisse Mineralien, die in dem Erz, mit dem der Hochofen beschickt war, nicht enthalten gewesen waren; diese sonst als Naturprodukte in der Erde gefundenen Mineralien, wie Augit, Glimmer u. A. waren also in der Gluth des Ofens entstanden. Damit war der Beweis geliefert, daß im Schmelzofen sich dieselben Bedingungen zusammengefunden hatten, die damals herrschten, als die betreffenden Mineralien entstanden, oder wenigstens die Bedingungen, welche den bei Entstehung jener Mineralien vorhandenen Zustand der Erde erzeugen konnten. Hierdurch war nicht nur gezeigt, daß Mineralien — und in dieser Beziehung besteht zwischen den für Menschen werthlosen und den werthvollen Mineralien, den Edelsteinen, kein Unterschied — künstlich hergestellt werden können, sondern es war auch die genaue Richtung angegeben, in der man arbeiten mußte, um diese künstliche Herstellung willkürlich wiederholen zu können.

Man hatte schon aus anderen Erfahrungen gelernt, daß bei der Bildung chemischer Körper die Temperatur und der Druck eine große Rolle spielen. Man mußte also festzustellen suchen, welcher Temperatur und welchem Druck die im Hochofen befindlichen Körper in den verschiedenen Stadien der Hochofenoperation unterworfen gewesen waren, und diesen verschiedenen Zuständen mußte man die Körper, aus denen die Edelsteine sich erfahrungsgemäß zusammensetzen, in systematischem Forschen und planvollen Probiren so lange anssetzen, bis eben diejenigen gefunden waren, die sich dadurch als die richtigen erwiesen, daß das gesuchte Mineral unter ihrer Anwendung entstand.

Während aber der eine Theil der Forscher in dieser Richtung arbeitete, glaubte ein anderer Theil, die Gesteine, welche jetzt die Erde zusammensetzen und zu denen auch die gesuchten Edelsteine gehören, hätten sich nicht durch Einwirkung hoher Temperaturen und der in ihrer Folge entstandenen gewaltigen Dampfdrucke gebildet, sondern lediglich durch die auflösende Gewalt des Wassers. In Tausende, ja Hunderttausende von Jahren hindurch dauernd fortgesetzter Einwirkung habe das Wasser alle übrigen vorhandenen Körper, auch die härtesten und widerstandsfähigsten, allmählig zerlegt. Wenn dann das Lösungswasser verdunstete, blieb ein aus außerordentlich kleinen Partikeln der verschiedenartigsten Stoffe bestehender, ungemein feiner Schlamm zurück, und aus ihm setzten sich in wieder durch Jahrtausende hindurch sich erstreckender allmählicher Austrocknung alle die verschiedenen, zum Theil sehr komplizirt gebauten Minerale und Erze zusammen, welche wir heute in den Tiefen der Erde finden.

Gewiß, sagten diese Geologen, in der Gluth des Hochofens haben sich auch einige der in der Erde vorkommenden Minerale gebildet, aber das beweist nur, daß zur Bildung einiger weniger Gesteinsarten verschiedene Wege möglich sind, darum aber wird es noch nicht möglich sein, jedes beliebige Gestein im Feuer zu erzeugen, während der natürliche Gang der Entwicklung zeigt, daß es möglich sein muß, aus Gesteinslösungen jedes beliebige Gestein durch Austrocknen herzustellen.

Man muß zugeben, daß diese Theorie eine gewisse Unterstützung in der modernen Lehre findet, nach der durch bloße Auflösung im Wasser die festen Körper nicht bloß in Moleküle zerlegt werden, sondern sogar in isolirte Atome, während man früher erklärt hatte, isolirte Atome könnten überhaupt nicht und in keiner Gestalt bestehen. Es ist klar, daß aus isolirten Atomen sich viel leichter die verschiedenartigsten Körper zusammensetzen können, als wenn als Bausteine nur die an sich schon manchmal recht entwickelt gebauten Moleküle zur Verfügung stehen.

Es zeigte sich übrigens, daß die beiden verschiedenen Ansichten über die Entstehung unserer Erdrinde, die vulkanische und neptunische, sich sehr wohl mit einander vereinigen lassen. Man fand nämlich später die überhitzten Lösungen, und es ist sehr wohl denkbar, daß auch in früheren Stadien der Erdbildung überhitzte Lösungen existirt haben, in denen die Körper, welche wir heute als Minerale und Erze kennen, zugleich unter der Einwirkung eines

sehr verdünnenden Lösungsmittels und sehr hoher Wärmegrade standen.

Doch sei dem nun, wie ihm sei — jedenfalls wurden um die Mitte unseres Jahrhunderts Versuche zur künstlichen Herstellung von Mineralien, besonders von Edelsteinen sowohl nach der vulkanischen, als auch nach der neptunischen Richtung vielfach gemacht. Das Prinzip der ersteren Richtung war, die die Minerale zusammensetzenden Körper zu verdampfen und ihren Dampf einem hohen Druck auszusetzen, unter dessen Einwirkung aus dem sich abkühlenden Mineraldampf sich die gesuchten Körper bilden sollten. Zur Erzeugung der großen Hitze konnte man sich nicht etwa metallener Oefen bedienen, denn jedes zur Verfügung stehende Metall wäre bei der kolossalen Erwärmung, um die es sich hier handelte, unbedingt geschmolzen, sondern man erbaute Oefen aus feuerfestem Thon, wie man ja auch in neuester Zeit bei Anstellung gewisser anderer Untersuchungen, bei denen man ebenfalls außerordentlich hoher Temperaturen bedarf und bei denen der aus einer so erfolgreichen Thätigkeit leider jäh herausgerissene Viktor Meyer in Heidelberg als einer der verdienstreichsten Forscher genannt werden muß, Oefen aus besonders zu diesem Zwecke gebildeten Porzellan verwendete.

Diejenigen, welche das wirksame Prinzip in der Auflösung der Körper ansahen, mußten darauf verzichten, als Lösungsmittel dasjenige anzuwenden, was in der Natur als das allverbreitetste vorkommt und in dem auch nach ihrer eigenen Theorie in der Erde alle Körper gelöst gewesen waren: das Wasser. In den vielen Jahrtausenden, die der Aufbau der Erde erforderte, konnten sich eben, wie schon erwähnt, im Wasser auch sehr harte Körper allmählig lösen; dem Menschen stehen aber leider nur sehr kurz bemessene Zeiträume zur Verfügung, und um in ihnen die nöthigen Lösungen herzustellen, mußte man sich scharfer, ägender Flüssigkeiten, Säuren und Laugen bedienen.

So arbeitete denn eine große Reihe eifriger und verdienstvoller Naturforscher verschiedener Nationen, wie der schon erwähnte Mitscherlich, Gurlt, Despres, Becquerel, Edelmen, Gaudin, Forchhammer, James Hall, Silliman, Hutton, Cagniard de Latour — um nur einige Namen herauszugreifen. Das Resultat ihrer Mühen war die Herstellung von einer ganzen Reihe der Gruppe der Edelsteine angehöriger Minerale, wie Corund, Türkis, Rubin. Merkwürdiger Weise war es sehr schwierig, beim Analysiren der natürlichen Edelsteine zu finden, welcher Stoff jedem einzelnen die ihn charakterisirende Farbe verleiht, während im Uebrigen die Zusammensetzung relativ leicht festzustellen war. Jene Schwierigkeit erklärt sich aus dem Umstande, daß die Farbstoffe nicht etwa, wie man vielleicht nach dem äußeren Anschein zu glauben geneigt sein möchte, in großen Mengen beigemischt sind, sondern nur äußerst spärlich; darum bedurfte es auch großer Anstrengung, dem künstlichen Edelstein die Färbung des natürlichen zu geben, ja sehr oft war dies garnicht möglich, während der künstliche Edelstein dem natürlichen in allen übrigen Eigenschaften, wie Zusammensetzung, Härte, spezifischem Gewicht, Krystallform, Lichtbrechung völlig gleich — aber so lange die Farbe des künstlichen Edelsteins nicht die des natürlichen ist, ist eben auch der natürliche Edelstein nicht erreicht. Sehr viele der wirklich hergestellten künstlichen Edelsteine haben als Hauptbestandtheil die Thonerde, jenen weit verbreiteten Stoff, der sich in immer steigendem Maße als einer der dem Menschen nützlichsten erweist. Aus Thonerde verfertigen wir alle unsere keramischen Gebrauchsartikel: Töpfe, Teller, Oefen, Wasserleitungs- und ähnliche Röhren, aus Thonerde stellen wir das so interessante und zukunftsreiche Aluminium her, aus Thonerde bilden sich also auch sehr viele unserer zierlichsten und schönsten Edelsteine.

Der Erste aller Edelsteine jedoch ist ohne Frage der Diamant, und auf seine Herstellung namentlich wurden sehr viele Anstrengungen gemacht. Die Zusammensetzung des Diamanten macht die geringsten Schwierigkeiten. Er ist garnicht zusammengesetzt, sondern besteht aus reiner Kohle, ist also nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ebensogut wie das Gold ein Element. Um so schwieriger aber ist es,

die gewöhnliche Kohle in diejenige Kohlemodifikation umzuwandeln, die wir als Diamant bezeichnen. Auch hier machte sich die neptunische Lehre neben der vulkanischen geltend. Mehrere Forscher wiesen auf die Thatsache hin, daß man in Diamanten hier und da solche Mineralien eingeschlossen findet, die tatsächlich keine sehr hohe Temperatur aushalten können, ohne sich in andere Körper zu zerlegen, und sie folgerten daraus, daß auch der Diamant nicht unter der Einwirkung hoher Temperaturen entstanden sein kann. Es hat sich speziell die Theorie herausgebildet, daß aus Kohlenwasserstoffen, also Körpern von der Art unseres Petroleum und Karbols, durch allmähliche Entfernung des Wasserstoffs sich schließlich als rein zurückbleibende Kohle der Diamant gebildet habe. Justus von Liebig neigt dieser Ansicht zu. Andere Forscher aber glaubten schon vor längerer Zeit, daß große Hitze und großer Druck nötig seien, um den Diamanten entstehen zu lassen. Sillimann machte schon im Jahre 1823 dahingehende Versuche. Er

ging aber nicht aus von der gewöhnlichen, allbekannten Kohle, sondern von der dritten Form, in der sich die Kohle vorfindet, nämlich vom Graphit, also von derjenigen Modifikation, aus welcher sich unsere Bleistifte zusammensetzen. Sillimann glaubte schon damals, daß der Graphit sich schmelzen lasse, und zwar bediente er sich schon zur Hervorbringung der dazu nötigen außerordentlich hohen Temperatur einer galvanischen Batterie. Cagniard de Latour folgte ihm 1828 auf dem gleichen Wege, und er glaubte dadurch schon minimale Diamanten hervorgebracht zu haben, andere Gelehrte aber, denen er diese kleinen, natürlich nur mit außerordentlicher Mühe zu analysierenden Kryställchen zur Nachprüfung übergab, meinten, er habe sich geirrt. Nicht besser erging es Despretz, der 1853 die Sache wieder aufnahm und die Einwirkung der durch die Elektrizität hervorgerufenen Hitze dadurch verstärken wollte, daß er sie sehr lange andauern ließ. Nachdem er den elektrischen Strom mehrere Monate hindurch gleichmäßig und ununter-

brochen in Anwendung gebracht hatte, bemerkte er an der Spitze der einen der beiden Kohlen, zwischen welchen der elektrische Lichtbogen sich ausdehnt — an der negativen — einige kleine weiße Körper, welche er für Diamanten hielt; andere Gelehrte erklärten, es seien keine solchen. Der Engländer Marsden versuchte zu Beginn der achtziger Jahre Diamanten dadurch herzustellen, daß er Silber oder Platin in einer Umhüllung aus Zuckerkohle auf eine hohe Temperatur erhitzte; in dieser Hitze nimmt das Metall etwas von der Kohle in sich auf, welche bei der dann folgenden Abkühlung wieder ausgeschieden wird, und zwar in allerlei Gestalten; Marsden fand darunter auch einige kleine Krystalle, welche er für schwarze Diamanten erklärte; es kann sein, daß sie alle übrigen Eigenschaften der Diamanten besaßen, aber eine sehr wichtige Eigenschaft fehlte: Sie waren nicht durchsichtig.

In ein ganz anderes Stadium gerieth die Herstellung künstlicher Diamanten durch Henri Moissan. (Schluß folgt.)

Schuldige.

Novelle von Dorothee Goebeler.

(Fortsetzung.)

Schweigend schritt das Ehepaar seiner Wohnung zu. Erst als sie daheim waren, nahm Marie das Wort:

„Sag', ist sie eigentlich eine Wittwe?“

„Was denn sonst?“ Die Frage reizte ihn.

Sie schwieg wieder, dann sagte sie plötzlich und mit einer Leidenschaft, wie er sie noch nie an ihr bemerkt: „Ich mag sie nicht!“

„So, und warum denn nicht?“

„Weil . . . weil . . . sie hat solch ein Benehmen, ich weiß nicht . . . solch ein Benehmen . . . so herausfordernd und zudringlich. Es geht etwas Unreines von ihr aus!“

„Du bist nicht recht gescheut!“ Er lachte laut auf. „Also Alles, was über Deine Alltagsmoral hinausgeht, ist unrein? Kostbar! Nun, beruhige Dich. Du hast Dich ja von einer so glänzenden Seite gezeigt, daß sie Dir ihren Verkehr kaum aufdrängen wird.“

„Aber Du wirfst mit ihr verkehren?“

„Ja, das werde ich! Da soll mich Keiner dran hindern! Du schon garnicht! Niemals! Hörst Du? Niemals! Was weißt Du überhaupt von dem Charakter dieser Frau? Ich verbitte mir jedes Wort über sie!“ Er wandte sich nach seiner Arbeitsstube.

Sie blieb eine Weile sitzen ohne sich zu rühren, dann stürzte sie plötzlich auf, riegelte die Thür zu, warf sich auf das Sopha und weinte. —

Sie gingen zusammen nach dem Sudermann-Abend, und er las ihr am Sonntag seine Arbeiten vor. Sie verplauderten einen Nachmittag in der Kunstausstellung und waren dann wieder in dem dichtgefüllten Saal einer sozialdemokratischen Volksversammlung beisammen. Sie war unermüdet im Entdecken von Vorträgen, Schaustellungen oder sonstigen anregenden Neuheiten, die ihn interessieren konnten, und die sie natürlich dann zu Zweien aufsuchten. Es verging bald kein Tag, an dem sie nicht zusammen waren.

Er ließ sich gern von ihr leiten und führen. Der Reiz, die Freuden des Lebens in Gesellschaft einer anmuthigen und interessanten Frau zu genießen, war ihm zu neu, als daß er sich ihm hätte entziehen können. Das ungenirte Kameradschaftliche ihres Verkehrs, ihre unverwundliche Heiterkeit fesselten ihn immer von Neuem. Die Bewunderung und das Interesse, das sie seinen Arbeiten und Studien entgegenbrachte, machten sie ihm unentbehrlich.

Sie war nicht gerade klug, aber sie besaß die seltene Fähigkeit, über Alles, was gerade aktuell war, au fait zu sein und hatte außerdem die Gabe, grazios plaudern und — zuhören zu können. Sie ließ sich überhaupt viel lieber unterhalten, als daß sie selbst mit einem Urtheil herauskam. Es war nicht gerade Liebe, was er für sie empfand, aber eine leidenschaftlich verehrende Freundschaft. Sie war ihm sein zweites Ich geworden, dem er rückhaltlos vertraute, und mit dem er alle, auch seine innersten Empfin-

dungen berieth und besprach. Von Marie war nie mehr die Rede zwischen ihnen. Sie fragte nicht, und er sprach nicht von ihr. Er war seiner Frau in dieser Zeit völlig fremd geworden, aber er machte sich deshalb keine Vorwürfe. Sie hatte niemals einen geistigen Verkehr mit ihm beansprucht, war ihm sogar seit der Geburt des Kindes direkt aus dem Wege gegangen; daß er sich jetzt an die Freundin anschloß, that ihren Rechten also keinen Abbruch, und direkt untreu war er ihr ja nicht — wollte es auch nicht sein.

Gegen Ende des Sommers wurde ihm eine große Freude zu Theil. Seine ersten literarischen Versuche, eine Reihe von Essays über „Die psychologischen Symptome der Moderne“, waren in einer Monatschrift erschienen und hatten nicht unbedeutendes Aufsehen erregt. Kurze Zeit nach ihrer Veröffentlichung erhielt er von einem Verlag die Aufforderung, den kleinen Versuch zu einem ganzen literaturgeschichtlichen Werk auszuarbeiten und dieses dann unter glänzenden Bedingungen erscheinen zu lassen. Die Nachricht versetzte ihn in einen förmlichen Freudenrausch, nach jahrelangem Entfagen ein Erfolg, wie er ihn nicht einmal in seinen kühnsten Jugendträumen zu hoffen gewagt. Sein erster Weg galt Hella Grabow. Sie lauschte ihm mit jener ruhigen Aufmerksamkeit, die sie immer für ihn übrig hatte, und die ihn stets von Neuem bei ihr entzückte. Als er geendet, schüttelte sie etwas erstaunt den Kopf: „Lieber Freund, das war doch voranzusehen! Habe ich Ihnen nicht immer prophezeit, daß etwas Großes aus Ihnen wird?“

„O Großes! Das nicht!“

„Und doch Großes!“ Sie nickte lebhaft, dann spielte plötzlich ein strahlendes Lächeln um ihren Mund: „Wissen Sie, eigentlich müssen wir aber den heutigen Tag doch feiern. Wollen wir?“

Er vernegte sich: „Machen wir. Aber wie? Schlagen Sie etwas vor.“

„Darf ich?“

„Jeder Ihrer Wünsche ist Befehl!“

„Schön! Also, was meinen Sie zu einem Ausfluge? Sagen wir nach Wannsee?“

„Angenommen, und Liddy kommt mit!“

„Liddy?“ Sie sah erstaunt auf. „Warum Liddy?“

„Nun, ist das nicht selbstverständlich? Ich hab' mir schon oft genug Vorwürfe gemacht, daß meine Freundschaft Sie Ihrem Töchterchen entzieht. Heute in's Grüne könnte sie doch mitkommen.“

Sie war bei seinen letzten Worten an den Blumenstich getreten und zupfte an einer Geranienblüthe; nun drehte sie sich um: „Schön also! . . . Liddy kommt mit. Wollen Sie nicht Ihre Gattin auch auffordern?“ Es lag ein feiner Spott in ihrer Stimme. Er überhörte ihn indessen und sagte ruhig: „Sie wissen ja, daß Marie nicht ausgeht. Apropos, wo treffen wir uns?“

„Ich denke, um vier Uhr am Bahnhof Zoologischer Garten.“

„Ja, das ist allerdings am bequemsten.“

Schlag vier Uhr war er am Rendezvousplatz, und ebenso pünktlich sah er sie um die Ecke biegen, aber — allein. Er ging ihr entgegen: „Nun . . . Solo?“

Sie zögerte etwas: „Ja, Liddy mußte zu einer Freundin. Wollen Sie lieber hier bleiben?“

„Wie kommen Sie darauf?“

Sie sah ihn an und lachte übermüthig, dann nahm sie den Schirm und klatschte ihn damit auf den Arm: „Mensch, wissen Sie auch, daß Sie noch immer ein schrecklicher Pedant sind?“

„Wieso?“

Allein sie konnte nicht mehr antworten, denn der Zug fuhr in die Halle, und sie mußten einsteigen.

Dann saßen sie im Coupé, und nun erst hatte er Muße, sie genauer zu betrachten. Sie trug ein Kostüm, in dem er sie noch nie gesehen: ein schwarzes Taillkleid, das ihre schönen Formen scharf hervortreten ließ, die wundervollen weißen Arme und der edel gebogene Nacken schimmerten unter dem duftigen Stoff wie Elfenbein. Sie sah noch frischer und jugendlicher aus als sonst. Dazu ging ein feines, berauschendes Parfüm von ihr aus, und um ihre vollen, rothen Lippen lag ein weicher, sehnsüchtiger Zug. Er meinte, sie noch nie so gesehen zu haben. Die Enge des überfüllten Coupés zwang sie, dicht zusammen zu rücken, ihr weicher, warmer Körper schmiegte sich an den seinen, er fühlte ihre duftige Wärme zu sich hinüberfluthen, und eine schwüle Gluth stieg in ihm empor, ein eigenartiges, dumpfes Gefühl, das ihm Unbehagen erregte.

Er riß das Fenster auf und ließ die frische Luft herein, allein das Unbehagen blieb, und erst als sie draußen im schwedischen Pavillon am Wasser saßen, fand er seine frühhliche Stimmung wieder. Hella riß ihn mit fort. Sie war heute von strahlendem Uebermüthe. Eine sonnige, belebende Heiterkeit ging von ihr aus, und als sie nach dem Kaffee in den Wald gingen, legten sie sich durch die Büsche wie zwei übermüthige Kinder.

Dann lagerten sie sich am Ufer der Havel im Grase, sie wand einen Kranz aus Haideblumen und sah lachend zu ihm auf: „So, das wird Ihr Ruhmeskranz, Ihr erster. Ich werde ihn Ihnen selbst auf die Locken drücken. Kommen Sie einmal her.“

Sie schlang den Arm um seinen Nacken und bog sein Haupt zu sich hinunter. Ihr rother Mund war dicht vor dem seinen, so dicht, als wolle er sich zum Kusse bieten, ihre halbverschleierte, feuchten Augen leuchteten mit einem heißen, verlangenden Blick zu ihm empor, der seine Dufte, der von ihr ausströmte, legte sich schwer auf seine Sinne. Wieder stieg das alte Unbehagen in ihm auf, und mit einem jähen Ruck machte er sich frei: „Ach, nein, nicht — lassen Sie das!“

Sie wich zurück, und eine brennende Röthe stieg

in ihr Gesicht. Ohne ein Wort zu erwidern, warf sie den Kranz in den Fluß und stand auf: „Wollen wir nicht gehen?“

„Ja, kommen Sie!“ Er erhob sich. Langsam schritten sie am Ufer hin. Ihre Brust hob und senkte sich, ihre Augen gingen gerade aus, sie war offenbar hoch erregt. Er beobachtete sie eine Weile schweigend, dann fragte er: „Möchten Sie mir?“ — „Nein.“

„Aber was ist Ihnen?“

„Nichts.“

Wieder eine lange Pause; er nahm ihre Hand: „Sagen Sie mir, was Ihnen fehlt!“

Sie stand vor ihm wie ein trotziges Kind und schlug die Augen nieder, ohne zu antworten. Dann riß sie sich los, und nun kam es über ihre Lippen, heiß, leidenschaftlich, ruckweise: „Liebe — will ich!“

„Frau Hella!“

Sie warf ihm einen zornigen Blick zu: „Ja, Liebe will ich! Das wundert Sie wohl? Denken Sie wirklich, daß es glücklich macht, so allein zu stehen in der Welt? Niemand zu haben, der Einem ge-

hört, der Einem versteht? Niemand! Niemand!“ Sie brach in ein konvulsives Schluchzen aus.

„Ja . . . aber mein Gott . . . ich weiß gar nicht . . .“ er war völlig konsterniert. „Bitte, beruhigen Sie sich doch! Sie wissen doch, daß ich immer Ihr Freund bin. Ihr bester Freund! Hat es Sie wirklich so gekränkt, daß ich den Kranz zurückwies?“

Sie schwieg, aber nach einer Weile blieb sie stehen und trocknete die Augen: „Reden wir nicht mehr davon . . . Sie verstehen mich auch nicht . . . Sie sind eine fürchterlich kalte Natur.“

„Wie . . . wie meinen Sie das?“

„Ach, lassen Sie doch! . . . Nichts . . . wirklich nichts, nur eine Stimmung. Da ist übrigens der Pavillon, lassen Sie uns soupern, und — lustig sein.“ Sie brach in ein forciert übermüthiges Lachen aus: „Trinken wir Bier oder Bowle? Ich meine Bowle.“

„Oder Sekt? Was meinen Sie einmal zu Sekt? Zur Feier des Tages?“ Er versuchte gleichfalls

einen scherzhaften Ton, und sie stimmte sogleich ein: „Jawohl: Zur Feier des Tages!“

Als sie sich später vor ihrer Hausthür trennten, sagte sie noch einmal: „Nicht wahr, Sie vergessen das vor heute?“ Er vergaß „das“ aber dennoch nicht. Ihr wildes „Liebe will ich!“ klang ihm in den Ohren. Was für Liebe meinte sie? Hatte sie wirklich nur die Zurückweisung des Kranzes verdrossen und an seiner Freundschaft zweifeln lassen? Oder wollte sie doch eine andere Liebe haben, seine Liebe? Hatte das schöne, innige Verhältniß, das sie verbunden, bei ihr etwa tiefere Gefühle erweckt? Der Gedanke erregte in ihm nervöse Unruhe. Er wußte zu gut, daß er solche Empfindungen niemals würde erwidern können. Er war in der That eine kalte Natur, ein viel mehr geistiger als sinnlicher Mensch. Was er brauchte und ersehnte, war eine geistvolle Freundin, die mit ihm zusammen strebte und arbeitete, wie Hella das bisher gethan. Sollte er diese Freundin jetzt verlieren? In sorgenvollen Sinnen schritt er heim.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Ein Monumentalbrunnen. Noch hartnäckiger als die Maler haben sich die Bildhauer unseres Jahrhunderts gegen das Eindringen der naturalistischen Form in ihre Kunst gewehrt. Wie, in der Kunst, in der die alten Griechen, die Schönheitsstrunkenen, den Kanon ewig vorbildlicher Gestalten, Körper von einer unendlichen Anmuth und Harmonie geschaffen haben, sollte die häßliche, gemeine Wirklichkeit ihren Einzug halten? An die Stelle des vollendeten Ebenmaßes und Liebreizes, der „eblen Einfalt und stillen Größe“ der antiken Statuen sollten die unschönen Linien der Menschen von heute treten? Nein! Kommende Geschlechter haben nichts Besseres zu thun als jenen erhabenen Vorbildern nachzueifern, und glücklich sollte der sein, der ihnen nahekommt; denn sie zu übertreffen ist unmöglich. — Also sprachen die Kunstgelehrten, und lange Zeit waren die Künstler ihre gläubigen Schüler. Die Entwicklung ging aber über diese Schönheitsfanatiker hinweg. Ein jüngeres Geschlecht kommt auf, dem die Herbe des wirklichen Lebens darstellungswürdiger erscheint, die Götter und Helden müssen den Bildern hart arbeitender Menschen, die das Leben gesehnet, Platz machen. Ja, man prüft auch die Werke der Griechennachfolger mit schärferem Blick und findet, daß sie den Alten nur die äußere Form abgesehen haben. Der innere Gehalt fehlt ihren Werken, es ist ein Spiel mit leeren Formen. So entwickelte sich eine plastische Kunst, die in geradem Gegensatz zu dieser älteren, auf rein formale Schönheit ausgehenden Richtung steht. Ihre Prinzipien bilden sich aus in Anlehnung an den Naturalismus der Malerei. Das Wesen eines Dinges zu geben, die charakteristischen Züge herauszuarbeiten und ein Bild von ihm zu gestalten, das zu leben scheint, das wurde das Hauptziel der neuen Kunst.

Der Monumentalbrunnen, den Ludwig Manzel für Stettin entworfen hat, ordnet sich durch seine Hauptfigur in den Kreis dieser Bestrebungen ein. In diesem Weibe, das hochaufgerichtet dasteht, hat er ein Bild kraftvollen Lebens geschaffen. Durch die Attribute, das große Segel und den starken Anker, ist es genügend gekennzeichnet: es ist die Verkörperung der Handelschiffahrt. Ein Weib aus dem Volke ist es, arbeitsgewohnt, mit schnellem Körper und muskelfertigem Arm. Alles an ihm bezeugt die Kraft, die in diesem Körper lebt: die Haltung, der zurückgeworfene Kopf, die derben Linien ihres Gesichts, der feste Blick, der sich auf das ferne Ziel richtet. Alles giebt den Eindruck des Lebens. Ein ganz bestimmter Typus hat dem Künstler vorgeschwebt, wie man ihn in der deutsch-slavischen Mißbevölkerung der Ostseeprovinzen findet. Dem Kleide sogar ist sein natürlicher Stoffcharakter gewahrt. Wer das Werk selbst sähe, würde das noch besser feststellen können. Und doch liegt etwas darin, was die Natur selbst nicht gegeben. Die Linien sind vereinfacht, stilisiert. Zunächst hatte man in der Plastik geglaubt, den lebenswahren Eindruck nur erreichen zu können, indem man jede Einzelheit der Natur getreu wiedergab, dann aber lernte man dieselbe Wirkung auch erzielen, wenn man bestimmte große charakteristische Linien stärker hervortreten ließ. Auf diese Weise kommt ein großer Schwung in die Komposition. Gerade bei Manzels Figuren fällt der große Fluß der Linien auf, in den Umrißen sowohl wie in den einzelnen Linien des Segels wie der Falten.

Der dominirenden Frauengestalt sind drei andere beigegeben, die bestimmt sind, die zu Grunde liegende Idee weiter auszuführen. Ihr Postament ist ein Schiff, dessen Spitze nach Wikingart in einen Geierschnabel ausläuft. Auf dem Bug sitzt, den Oberkörper aufsehend, in gespannter Haltung Hermes, der Gott des Handels —

doch noch eine griechische Reminiscenz — und lugt scharf aus. Ein gewaltiger Aufbau von Felsen, der Meeresgrund, trägt das Ganze. Muscheln und groteske Fische bedecken ihn. Zu beiden Seiten schieben kräftige Weiber das Schiff vorwärts — die Symbolisirung der Meereswellen, von denen das Schiff dahingetragen wird.

Bei einer solchen Gruppendarstellung kann es nicht genügen, jede einzelne Figur lebenswahr zu bilden. Sie müssen auch in Beziehung zueinander gesetzt werden. Ein bestimmter Aufbau, eine Komposition muß alle Elemente in eine einheitliche Wirkung zusammenfassen. So sind die Figuren bei unserem Brunnen zu einem Dreieck aufgekipfelt, das in den mächtigen Felsblöcken seine Basis und in der aufragenden Figur des Weibes seine Spitze hat. Damit aber diese Spitze dem Unterbau gegenüber nicht zu winzig erscheine, ist ihr in dem breit ausladenden Segel ein Gegengewicht gegeben.

Die drei Nebenfiguren ordnen sich in allen ihren Bewegungen mit äußerster wichtiger Wirkung zu einem unaufhaltbaren vordringenden Zuge. Der muskulöse Körper des Hermes giebt in seinen vorwärts strebenden Linien die starke Bewegung des Schiffsschnabels wieder, und ebenso strebt eine Linie von den Füßen des Weibes bis zu dem Geierschnabel in einem einzigen Zuge nach vorn und aufwärts. Um so stärker hebt sich hiervon die Gestalt der Hauptfigur in ihrer gesammelten Kraft ab.

Das Funkeln der Sterne. Der Anblick des gestirnten Himmels, dieses erhabene Schauspiel, wird häufig durch das glitzernde Funkeln der Sterne noch zu einem besonders reizvollen gemacht. Bald scheint ein Stern zu verlöschen, bald blüht er wieder besonders hell auf, und dabei sendet er uns häufig in den Momenten des Aufblühens farbiges Licht zu, bald rothes, bald grünes oder blaues, bald auch wieder glänzend weißes. Dieses prächtige Schauspiel zeigen aber nur die Fixsterne, während die Planeten in einem ruhigen, milden Lichte erstrahlen. Auch ist das Funkeln keineswegs in allen Nächten gleich stark. In südlichen Breiten, wo die Luft gewöhnlich außerordentlich ruhig und klar ist, erscheint das Funkeln nur überaus schwach, und in unseren nördlichen Breiten ist es am stärksten und glänzendsten, wenn sich Wasserdampf in der Atmosphäre zu verbreiten beginnt, so daß man aus einem besonders auffallenden Funkeln auf regnerisches Wetter am folgenden Tage schließen kann.

Ist es somit klar, daß der Zustand der Luft ein Hauptfaktor für das Funkeln der Sterne ist, so ist die Art und Weise, wie dasselbe zu Stande kommt, doch durchaus nicht so einfach zu begreifen. Man muß sich hierzu die Thatsache gegenwärtig halten, daß die Ausbreitung des Lichtes durch wellenartige Bewegung im Aether geschieht, und daß durch Zusammenwirken solcher Bewegungen bald eine Verstärkung, bald eine Schwächung, also Auslöschung des Lichtes erfolgen kann. Ob zwei Lichtstrahlen, die von einem Sterne ausgehend auf der Neghaut des Auges in einem Punkte vereinigt werden, sich dort verstärken oder schwächen, hängt davon ab, ob sie dort mit gleichem oder verschiedenem Schwingungszustand des Aethers aufstreffen, und dies wiederum ist davon abhängig, ob sie auf ihrem Wege bis zum Auge stets durch ganz gleichartige Luftschichten gehen. Das ist durchaus nicht der Fall; denn so nahe sie auch neben einander hineilen, so sind doch kleine Unterschiede in der Temperatur, im Druck und Wassergehalt der Luft zu bemerken, welche auf die Geschwindigkeit der Strahlen von Einfluß sind und daher bei den ewigen Schwankungen in der Luft bald eine Verstärkung, bald eine Schwächung des Lichteindrucks im Auge hervorrufen.

Das Funkeln selbst, das abwechselnde Aufleuchten und Verlöschen, wird hiernach begreiflich sein, nicht aber das Funkeln in verschiedenen Farben. Doch erklärt sich dies jetzt sehr einfach. Das weiße Licht der Sterne ist, wie das der Sonne, aus unendlich vielen farbigen Lichtstrahlen zusammengesetzt, die sich wesentlich durch die verschiedene Wellenlänge der betreffenden Lichtarten unterscheiden. Verschiedenheiten der Luft wirken auf die Geschwindigkeit der verschiedenfarbigen Lichtstrahlen verschieden ein, und deshalb können z. B. die rothen Strahlen sich verstärken, wenn sich die grünen und blauen in ihrer Wirkung vernichten; der Stern blüht dann roth auf. Bald darauf verstärken sich die grünen oder blauen Strahlen, während die rothen und gelben geschwächt werden; dann blüht der Stern grün oder blau auf, und bald darauf wieder weiß, wenn sich alle Strahlen verstärken.

Warum aber funkeln nur die Fixsterne, die Planeten dagegen gar nicht, oder doch nur viel schwächer? Die Planeten erscheinen uns wegen ihrer größeren Nähe als kleine Scheiben gegenüber den punktförmigen Fixsternen, die auch in den stärksten Fernrohren keine merklichen Größen haben. Jeder einzelne Punkt einer Planetenscheibe wird nun ebenfalls funkeln, aber nicht alle gleichzeitig in derselben Weise; ein Punkt z. B. blüht blau auf, die benachbarten aber roth, oder grün und weiß. Daher heben sie sich in ihrer Wirkung auf, und der Planet erglänzt in um so ruhigerem Lichte, je größer uns seine Scheibe erscheint, der Morgen- und Abendstern z. B. ruhiger als der Jupiter, und die große Mondscheibe in völlig ruhigem Silberglanze. — dt.

Eine Botschaft. Periandros, der Tyrann von Korinth war zu Anfang seiner Herrschaft milder als sein Vater Kypselos; nachdem er aber in Verkehr gekommen mit Thrasubulos, dem Tyrannen von Miletos, wurde er noch viel blutiger als sein Vater. Er sandte nämlich einen Herold an Thrasubulos und fragte an, wie er seine Angelegenheiten auf die sicherste Art einrichtete, um die Stadt wohl zu verwalten. Und Thrasubulos führte den Mann hinaus vor die Stadt, ging auf einen besetzten Acker, und als er das Saatsfeld durchwanderte, fragte er den Herold nach seiner Sendung und fragte immer wieder, und dabei riß er immer die Wehren ab, die er hervorragen sah, und warf sie fort, bis daß er den Theil des Saatsfeldes, wo das Korn am schönsten und dicksten stand, auf die Art verwüthet hatte. Als er das Feld durchgegangen, schickte er den Boten wieder fort, und bestellte ihm weiter kein Wort. Und als der Bote zurückgekommen nach Korinth, war Periandros sehr begierig, den Rath des Thrasubulos zu vernehmen. Der aber sagte: Thrasubulos hätte gar nichts bestellt, und er wunderte sich, daß er ihn zu einem solchen Manne geschickt, das wäre ja ein ganz verrückter Mensch, der auf seinen eigenen Schaden ausginge, und nun erzählte er, was er von Thrasubulos gesehen. Periandros aber, der da verstand, was er gethan, und der da überlegte, Thrasubulos riefte ihm, die vornehmsten Bürger anzubringen, fing nun ein entsetzliches Verfahren gegen die Leute der Stadt an; denn was Kypselos übriggelassen und nicht geübt oder vertrieben, das vollendete nun Periandros. (Herodotus, Geschichten II.)

Nachdruck des Inhabers verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Deuthstraße 2, zu richten.